

6 Metaphern der Seele

Horst Kächele, Esther Grundmann und Helmut Thomä

In seiner Einführung in die Grundlagen der Neurowissenschaften zitiert Manfred Spitzer (1996) eine Abbildung Freuds, die bereits die Idee eines neuronalen Netzwerkes als Baustein des von Freud 1895 konzipierten psychischen Apparates transportierte.

Mit der Veröffentlichung der «Traumdeutung» (Freud, 1900) löste Freud sein Denken aus der Neuro-Biologie seiner Zeit, und die Psychoanalyse verlor den Kontakt zu einer sich erst Jahrzehnte später entwickelnden Neurowissenschaft. Mit Beginn der «Decade of the brain» wurde offenkundig, dass die Strukturen und Funktionen des limbischen Systems bzw. die neuronalen Grundlagen der Affekte und Emotionen ein hochaktuelles neurowissenschaftliches Thema sind. Heute könne die Neurobiologie in groben Zügen angeben, «wie das Gehirn die Seele macht» (Roth, 2001, 2003). Wird damit das Problem gelöst, dass unser Sprechen über die Seele von Metaphern geprägt ist?

Die Sprachfigur der Metapher ist der Rhetorik entsprungen und hat sich nach Adoption durch viele Eltern schließlich als *Metaphorologie* verselbständigt (Blumenberg, 1960). Originelle Metaphern tragen in besonderem Maße dazu bei, dass neue Ideen an Anschaulichkeit gewinnen. In allen Wissenschaften haben Metaphern insbesondere bei Entdeckungen eine hervorragende Funktion, weil sie Bekanntes

und Vertrautes mit noch Unbekanntem und Fremdem verbinden. Sie sind geeignete Mittel, zu jener Ausgewogenheit zu führen, die in Kants Aphorismus impliziert ist, dass Begriffe ohne Anschauung leer, Anschauung ohne Begrifflichkeit aber blind sind. Seit der bahnbrechenden Untersuchung von Richards (1936) hat das Problem der Metapher viele Wissenschaftler angezogen. Sprachwissenschaftliche und multidisziplinäre Studien zeigen, dass die Metapher offensichtlich in vielen Disziplinen der Humanwissenschaften von größtem Interesse ist.

Der Begründer der Psychoanalyse war – wie man heute sagen würde – zunächst Neurowissenschaftler. Von der Neuroanatomie und der zeitgenössischen Neurophysiologie herkommend, benutzte Freud Vergleiche aus der Biologie, um sich auf dem neuen, unvertrauten Gebiet seelischer Störungen orientieren zu können. Später sprach er die Warnung aus, man solle «der Versuchung widerstehen, mit der Endokrinologie und dem autonomen Nervensystem zu liebäugeln, wo es darauf ankommt, *psychologische Tatsachen durch psychologische Hilfsvorstellungen zu erfassen*» (1927a, S. 294). Seine Warnung vor diesem «Kategorienfehler» hinderte ihn freilich nicht daran, einen solchen selbst in seiner monistischen Zukunftsvision über den Untergang der Psychoanalyse zu machen, wenn er sagt, man

müsse «sich daran erinnern, daß all unsere psychologischen Vorläufigkeiten einmal auf den Boden organischer Träger gestellt werden sollen. (...) Dieser Wahrscheinlichkeit tragen wir Rechnung, indem wir die besonderen chemischen Stoffe durch besondere psychische Kräfte substituieren» (Freud, 1914, GW XII, S. 143 f.).

Insofern sich *metaphorische* Beschreibungen auf *nichtpsychologische* Hilfsvorstellungen stützen – und dies trifft auf weite Strecken des psychoanalytisch-theoretischen Überbaus, die sogenannte Metapsychologie, zu –, bewegt man sich also außerhalb der Forderungen, über deren Verbindlichkeit sich der geniale Gründer in Pionierzeiten freilich selbst hinweggesetzt hat. Freuds *Metaphorik* – die Verwendung von Sprachbildern wie Erregungssumme, Abfuhr, Besetzung, Bindung etc. – entstammt der Neurophysiologie des letzten Jahrhunderts, weshalb der Wissenschaftshistoriker Sulloway (1982) von Freud als dem «Biologen der Seele» gesprochen hat. Selbstverständlich ist nicht der Gebrauch von Metaphern als solcher zu kritisieren. Denn jede wissenschaftliche Theorie lebt von und mit ihrer metaphorischen Sprache (Grossman und Simon, 1969; Wurmser, 1983; Flader, 2000). Durch Metaphern werden Bedeutungen von einem primären (vertrauten) Gegenstand auf ein sekundäres (fremdes) Objekt dem Wortsinn entsprechend *hinübergetragen*, wie Grassi (1979, S. 51 ff.) an der Geschichte des Begriffs aufgezeigt hat. Durch die dabei gezogenen Vergleiche wird nichts entschieden, aber sie tragen dazu bei, dass man sich im neuen, noch unbekannten Gebiet heimischer fühlen kann. Es war also naheliegend, dass sich Freud beim Vorstoß in Neuland auf die Neurologie seiner Zeit stützte und beispielsweise den psychischen Apparat mit dem Reflexbogen verglich oder das Unbewusste, das Es, als ein «Chaos, einen Kessel voll brodelnder Erregungen» (1933a, S. 80) beschrieb und viele andere ökonomisch-quantitative Gleichnisse prägte.

Aus praktischen und wissenschaftlichen Gründen ist es aber entscheidend zu klären, wie weit die Ähnlichkeit reicht, die durch Metaphern abgedeckt wird. Es kommt darauf an, Gemeinsamkeiten und Unterschiede der durch die Metapher miteinander verbundenen Gegenstandsbereiche voneinander zu differenzieren, d. h. die positiven und v. a. die *negativen Bereiche der Analogie* zu bestimmen (Hesse, 1966; Cheshire und Thomä, 1991). Ein treffendes Gleichnis deckt die Ähnlichkeit besser ab als ein unpassendes. Eindrucksvolle Metaphern lassen aber auch vergessen, die Unähnlichkeit – also den Bereich der Verschiedenheit – zu präzisieren, und sie täuschen einen hohen Erklärungswert vor. Freud hat viele Metaphern geschaffen, in denen sich Psychoanalytiker bis heute heimisch fühlen. Unpassende Metaphern wurden aufgegeben, als die Theorie modifiziert wurde. Aber der Bereich der «negativen Analogie», also die Verschiedenheit, blieb häufig ungeklärt. Es ist sogar wahrscheinlich, dass viele der von Freud geprägten Metaphern vom Glauben an einen Isomorphismus, d. h. an eine Gleichheit der miteinander verbundenen Bereiche, getragen wurden. Sonst hätte er nicht davon gesprochen, ja geradezu die Hoffnung geäußert, dass eines Tages die psychologischen Termini durch eine physiologische und chemische Einheitsprache im Sinne des materialistischen Monismus ersetzt würden (Freud, 1920g, S. 65).

Eine ähnliche Idee findet sich bei Achim Stephan (2001), der die Hoffnung äußert, «daß psychoanalytische Hypothesen durch neuere kognitionswissenschaftliche Annahmen und Modelle, insbesondere durch das konnektionistische Paradigma, gestützt werden können». (Stephan, 2001, S. 543). Die daran anknüpfende Diskussion zeigt allerdings auch die Grenzen und Probleme eines solchen Zusammenschlusses auf (vgl. z. B. Agassi, 2001; Buchholz, 2001; Northoff, 2001).

Erschwerend kommt hinzu, dass nicht wenige psychoanalytische Metaphern, die ihre

primäre Bedeutung in der Neuropsychologie des letzten Jahrhunderts hatten, eine wissenschaftliche Reputation mit sich tragen, die sie in ihrem ursprünglichen Feld längst verloren haben, ohne dass sie in ihrem sekundären Gegenstandsbereich eine zureichende empirische Begründung gefunden hätten. Die alte Bildersprache deformiert sogar die gewonnene psychoanalytische Erfahrung und ihre Interpretation. Die Metaphern, von denen die Metapsychologie lebt, hatten einmal eine nützliche integrative Funktion, weil sie eine Brücke vom bekannten zum unbekannten Ufer geschlagen haben. Danach trug die Bildersprache dazu bei, in der psychoanalytischen Bewegung die Identität des Psychoanalytikers zu formen. Neue Metaphern sind denkbar. Cox und Theilgaard (1987) spielen mit dem überraschenden Gedanken, das Seelenleben in Begriffen der Musik – wie Dissonanz, Kontrapunkt, Harmonie – zu beschreiben. Wenn es sich als nützlich erweisen sollte, warum nicht? Gute Kliniker haben längst ein Repertoire von solchen frischen Metaphern parat. «Wir brauchen dazu die Fähigkeit, Wert und Begrenztheit der Metaphern der traditionellen Theorie zu sehen, und wir brauchen den Mut, frische Metaphern an deren Stelle zu setzen», schrieb der Göttinger Psychoanalytiker und Sprachwissenschaftler Buchholz (2000, S. 64).

Zum Beispiel benutzte Freud die Ausdrücke «Besetzung» und «besetzen». Zum Beispiel «eine Erinnerungsspur wird libidös besetzt». Doch was hat sich Freud unter Besetzung vorgestellt? In der 13. Ausgabe der *Encyclopaedia Britannica* schrieb er 1926 einen Beitrag: «Psychoanalysis: Freudian School».

Die ökonomische Betrachtung nimmt an, daß die psychischen Vertretungen der Triebe mit bestimmten Quantitäten Energie besetzt sind (*Cathexis*) und daß der psychische Apparat die Tendenz hat, eine Stauung dieser Energien zu verhüten und die Gesamtsumme der Erregungen, die ihn belastet, möglichst niedrig zu halten. Der

Ablauf der seelischen Vorgänge wird automatisch durch das Lust-Unlust-Prinzip reguliert, wobei Unlust irgendwie mit einem Zuwachs, Lust mit einer Abnahme der Erregung zusammenhängt.

(1926f, S. 302; Hervorhebung im Original)

Psychoanalytiker bemühten sich lange Zeit – aufgrund von Freuds ökonomischer Hypothese – darum, die Besetzung nachzuweisen und hierfür groteske Formeln anzugeben (wie Bernfeld und Feitelberg, 1930) oder verzwickte Transformationen der Libido zu beschreiben (wie Hartmann, Kris und Loewenstein, 1949). Noch entscheidender ist, dass bis in die jüngste Vergangenheit Analytiker dem Begriff «Besetzung» wegen seiner scheinbaren Präzision eine erklärende Kraft zuschreiben und dass auch die psychoanalytische Deutungspraxis, oft unbemerkt, von der aus heutiger Sicht unhaltbaren Abfuhrtheorie gesteuert wird. Natürlich kann sich ein Leser unter «besetzen» etwas vorstellen, weil er die Bedeutung der verschiedenen umgangssprachlichen Verwendung auf das neue Gebiet überträgt, also die Bezeichnung metaphorisch versteht.

Es geht hierbei um die Frage der Beziehung der erklärenden psychoanalytischen Theorie zum Erleben des Patienten. Programmatisch formulierte Freud den Schritt von der beschriebenen Phänomenologie des Erlebens zur psychoanalytischen Erklärung in den *Vorlesungen* (1916–17, S. 62):

Wir wollen die Erscheinungen nicht bloß beschreiben und klassifizieren, sondern sie als Anzeichen eines Kräftespiels in der Seele begreifen, als Äußerung von zielstrebigem Tendenzen, die zusammen oder gegeneinander arbeiten. Wir bemühen uns um eine *dynamische Auffassung* der seelischen Erscheinungen. Die wahrgenommenen Phänomene müssen in unserer Auffassung gegen die nur angenommenen Strebungen zurücktreten.

(Hervorhebung im Original)

In dieser Hinsicht macht es keinen Unterschied, ob von Ich und Über-Ich gesprochen

wird, denn weder das eine noch das andere ist mit dem erlebenden Ich gleichzusetzen. Der englische Übersetzer von Freuds Werke, Strachey, stellte in seiner Einleitung zu Freuds Schrift *Das Ich und das Es* zutreffend fest:

Das deutsche Wort «das Ich» hat zwei Bedeutungen. Freud verwendet es in umgangssprachlicher Bedeutung synonym für Person oder für das persönliche Selbst als Ganzes einschließlich des Körpers **und** in der psychoanalytischen Theorie als Teil des psychischen Apparates, der durch seine Eigenschaften und Funktionen charakterisiert wird.
(*Standard Edition*, Bd. 19, S. 7 f.)

Freud versuchte das ich-hafte Erleben und Handeln einer Person durch die Theorie eines seelischen Apparates zu erklären, in dem Substantive wie Es, Ich und Über-Ich eine zentrale Rolle spielen.

Jedoch zieht dies eine Gefahr nach sich, die Freuds Mentor, der Internist Breuer und auch Freud selbst (1895) gesehen haben:

Allzuleicht verfällt man in die Denkgewohnheit, hinter einem Substantiv eine Substanz anzunehmen, unter «Bewußtsein», [...] allmählich ein Ding zu verstehen; und wenn man sich gewöhnt hat, metaphorisch Lokalbeziehungen zu verwenden, wie «Unterbewußtsein», so bildet sich mit der Zeit wirklich eine Vorstellung aus, in der die Metapher vergessen ist und mit der man leicht manipuliert wie mit einer realen. Dann ist die Mythologie fertig.

(Breuer und Freud, 1895, S. 199)

Die Warnung wurde wenig beachtet, was mit der unzureichenden Berücksichtigung philosophischer Gesichtspunkte zu tun hat.

6.1 Was meinen wir mit Es?

Hört er «Es», klingt beim deutschen Hörer das unpersönliche Fürwort mit – «es fällt mir ein», «es stößt mir etwas zu», «es hat mir geträumt», «es hat mich überwältigt». Das unpersönliche Fürwort übernimmt in diesen Beschreibungen von Gefühlszuständen die aktive Rolle: Es vollzieht sich etwas an mir, es ekelt mich, es

drängt mich, es überwältigt mich, es ängstigt mich, es reizt mich – die Impersonalien sind zur Darstellung innerer Gefühlszustände besonders geeignet. Auch Nietzsche scheute sich nicht, trotz aller Kritik am Denken in Substanzen, von Willen, Macht, Leben, Kraft usw. zu sprechen, wenn es darum ging, die Enge des Ich-Bewusstseins aufzuheben. Nietzsche entlehnte die Begriffe der unmittelbaren lebensweltlichen Erfahrung. Freud geht einen Schritt weiter, wenn er Substantive einführt (Es, Ich, Über-Ich), die einerseits mit der individuellen Erfahrungswelt verknüpft werden können, andererseits aber auch einen theoretischen Status beanspruchen. Allen Warnungen zum Trotz werden die Substantive immer wieder reifiziert, weshalb auch das psychoanalytische Es mit einer Fülle von Eigenschaften ausgestattet und zum Homunkulus wurde.

Anthropomorphe Erklärungen sind eben Teil einer Metaphorik, bei der sich der Mensch unbewusst zum Maß aller Dinge macht und demgemäß auch in der verborgenen, in der noch unbewussten menschlichen Natur, im Es, das Ich bzw. seine Wünsche und Absichten zu finden versucht. Trotz Freuds physikalistischer Sprache bewahrten ihn die anthropomorphisierenden Metaphern, die reichlich zur Erklärung unbewusster Prozesse verwendet wurden, sowie sein Festhalten an der psychoanalytischen Untersuchungsmethode als einer rein tiefenpsychologischen, davor, dem substantivierten Es eine körperliche Substanz zu geben. Kommt es zu solchen Grenzüberschreitungen, fehlt nur noch ein winziger Schritt, und schon ist man bei Krankheiten des Es, bei seiner Gleichsetzung mit körperlichen Prozessen und ihrer Pathologie: Das philosophische Es der Romantik und der Lebensphilosophie, das Es Nietzsches werden dann zum psychosomatischen Es Groddecks, und die mystische Einheitswissenschaft, das Ziel einer unstillbaren Sehnsucht, scheint nahergerückt zu sein: Groddecks Psychosomatik und ihre Verwandten lassen grüßen (Groddeck, 1921).

Was meinen wir mit *Es*? Diese Frage lässt sich gründlicher beantworten, wenn man auch die geistesgeschichtlichen Hintergründe kennt, die Freud bis hin zur Wortwahl in Anlehnung an Nietzsches *Es* beeinflusst haben. Eine gebildete deutschsprachige Person wird mit dem *Es* andere geistesgeschichtliche Zusammenhänge verbinden als der englische Leser der *Standard Edition* mit dem latinisierten *Id*. Aber die englische, französische oder deutschsprachige psychoanalytische Theorie des psychischen Apparates ist von dem Patienten, der frei zu assoziieren versucht, gleich weit entfernt. Bettelheim (1984) macht die Latinisierung einiger Grundbegriffe und den Bildungsmangel vieler heutiger Patienten, die im Vergleich zum Wiener Bildungsbürgertum keinen Zugang zur klassischen Mythologie und zur Ödipus-Sage hätten, dafür verantwortlich, dass die Psychoanalyse heutzutage Freuds Humanismus eingebüßt habe und abstrakt geworden sei.

Da Freuds Theorie wie jede andere auch vom Erleben abgehoben ist und die praktische Anwendung der Methode stets unabhängig davon war, ob der Patient jemals etwas von Sophokles' Drama gehört hatte oder nicht, sind die Argumente Bettelheims abwegig. Seine Kritik kann weder die Theorie noch den durchschnittlichen heutigen Patienten treffen, sondern die Art und Weise, wie Analytiker die Theorie über *Es* und *Id* benützen. Gewiss können Theorien mehr oder weniger mechanistisch sein, und Freuds Theorie von der Verschiebung und Verdichtung sowie der bildhaften Darstellung als den wichtigsten unbewussten Prozessen ist vielleicht mechanistischer als die These des französischen Psychoanalytikers Lacan (1978), das Unbewusste sei wie eine Sprache strukturiert.

6.2 Theoriebildende Metaphern der Psychoanalyse und Metaphern in der therapeutischen Praxis

Grundsätzlich scheint es geboten zu sein, zwischen theoriebildenden Metaphern der Psychoanalyse einerseits und der Verwendung von Metaphern in der therapeutischen Praxis andererseits zu unterscheiden. Denn beide Metaphern-Typen unterliegen unterschiedlichen Ansprüchen. Während die theoriebildenden Metaphern unter wissenschaftstheoretischen Kriterien reflektiert werden müssen (vgl. Wurmser, 1983), muss sich die klinische Metapher in der therapeutischen Praxis bewähren.

Wie Flader (2000) herausgearbeitet hat, scheint die Schwierigkeit oder auch Besonderheit der Freudschen Metaphorologie darin begründet zu sein, dass Freud selbst zwischen beiden Metaphern-Typen nicht klar genug trennte. Freud tat dies mit der Absicht, dass die theoretischen Begriffe, die er einführte, dem Alltagsverständnis unmittelbar einleuchten sollten (vgl. Flader, 2000, S. 355). Auf die Probleme, die damit für die Theoriebildung verbunden sind, kann hier nicht genauer eingegangen werden. Es sei aber an die Warnung von Max Black, dem großen Metaphern-Forscher erinnert:

Zweifellos sind Metaphern gefährlich – und vielleicht speziell in der Philosophie. Aber ihren Gebrauch zu verbieten wäre eine absichtliche und verhängnisvolle Einschränkung unserer wissenschaftlichen Möglichkeiten.

(Black, 1954, S. 79)

Zentrale Merkmale der Metapher sind nach Max Black (1954/1977): *Interaktion*, *Filtern*, *Abschirmen*, die von ihm zusammenfassend wie folgt charakterisiert:

1. Eine metaphorische Aussage besitzt einen «Primärgegenstand» und einen «Sekundärgegenstand».
2. Der Sekundärgegenstand meint nicht nur eine einzelnes Ding, sondern ein System.

3. Zwischen Primärgegenstand und Sekundärgegenstand gibt es einen Implikationszusammenhang; «Assoziierte Implikationen» des Sekundärgegenstandes werden auf den Primärgegenstand bezogen.
4. Mithilfe einer metaphorischen Äußerung findet eine Selektion, Unterdrückung und Organisation von Merkmalen statt.
5. Primärgegenstand und Sekundärgegenstand «interagieren» miteinander (vgl. Black, 1977, S. 392 ff.).

Ob und wie gut eine Metapher «funktioniert», hängt von ihrer «*Emphase*» und «*Resonanz*» (Black, 1977, S. 388 ff.) ab:

Liegt eine aktive metaphorische Aussage vor, wäre es nützlich, zwei Aspekte auseinanderzuhalten, die ich Emphase und Resonanz [emphasis and resonance] nennen will. [...] Emphatische Metaphern verlangen, daß man sich näher wegen ihrer unausgesprochenen Implikationen mit ihnen beschäftigt: ihre Produzenten brauchen die Mitarbeit des Rezipienten zur Wahrnehmung dessen, was **hinter** den verwendeten Wörtern liegt.

[...] In Ermangelung einer besseren Bezeichnung werde ich metaphorische Äußerungen, die einer Entwicklung ihrer Implikationen in hohem Maße förderlich sind, «resonant» [«resonant»] nennen. Resonanz und Emphase sind graduelle Sachverhalte. Sie sind nicht unabhängig voneinander: hoch emphatische Metaphern tendieren zu hoher Resonanz (obwohl es Ausnahmen gibt) [...].

(Black, 1977, S. 389 f.

Hervorhebungen im Original)

Für die klinische Arbeit ist bedeutsam, dass im psychoanalytischen therapeutischen Dialog Metaphern eine hervorragende Rolle spielen, weil in dieser Sprachfigur auch Konkretes mit Abstraktem verbunden werden kann. Denn es geht in der Therapie fortlaufend um die Klärung von Ähnlichkeiten und Unterschieden (Carveth, 1984b). Deshalb kann Arlow (1979) die Psychoanalyse als ein metaphorisches Verfahren bezeichnen. Er beruft sich darauf, dass die Übertragung als typisches Phänomen auf einen metaphorischen Prozess zurückgehe,

nämlich auf das Hinübertragen der Bedeutung von einer Situation in eine andere. Die behandlingstechnischen Konsequenzen dieser Auffassung werden im zweiten Teil dieser Arbeit skizziert.

Um der Bedeutung von Metaphern im psychoanalytischen Dialog näherzukommen, gehen wir nochmals auf die Herkunft der Bezeichnung ein. Das aus dem Griechischen stammende Wort bezog sich ursprünglich auf eine konkrete Handlung, nämlich auf das Hinübertragen eines Gegenstands von einem Ort zum anderen. Aristoteles bezeichnet die Metapher als «das richtige Übertragen» (eu metapherein), als das Vermögen, das Ähnliche zu schauen. Erst später beschreibt das Wort eine Stil- und Sprachfigur. Das Hinübertragen wird zur Metapher, wenn es nicht mehr *wörtlich*, sondern *bildlich* genommen wird. Metaphern nehmen eine Art von Zwischenstellung auf dem Weg zur vollen Symbolisierung ein. Sie sind in der anthropomorphen Bilderwelt und in der körperlichen Erfahrung des Menschen verankert.

Die Literaturwissenschaftlerin Katrin Kohl (2007) sieht die Metapher als prototypische «Übertragungsfigur»; andere, verwandte Spielarten der «Übertragung» sind:

- Vergleich und Analogie als explizite Entsprechungen zur Metapher
- Metonymie und Synekdoche als «Übertragungen» innerhalb eines kognitiven Bereichs
- Gleichnis und Parabel als ausgeführte Vergleiche
- die Allegorie als narrativ ausgeführte Metapher und gestalthafte Personifikation
- das Emblem als Verbindung von Wort, bildlicher Rede und visuellem Bild
- das Symbol als dingliche Entsprechung zur Metapher. (Kohl, 2007, S. 11)

Im Unterschied zu den anderen «Übertragungsfiguren» scheint die Metapher weniger

stark an formale Bedingungen gebunden zu sein. Die Spannung zwischen Ähnlichkeit und Unähnlichkeit bei der Übertragung vom ursprünglichen Gegenstand zum neuen Bedeutungsgehalt ist für das Verständnis der Metapher zentral. Im Unterschied zum Gleichnis und Vergleich gilt für die Metapher, dass anstelle der Sache das Bild tritt, während im Gleichnis und Vergleich beides nebeneinander bestehen bleibt. Es ist deshalb anzunehmen, dass in bestimmten Kontexten des Dialogs Formulierungen wie die folgende: «Ich fühle mich wie eine verwelkende Primel», eine größere Distanziertheit des Sprechers beinhalten, als wenn er von sich sagt: «Ich bin eine verwelkende Primel.» «Ich bin eine Qualle, die am Strand vertrocknet.» «Ich *bin* eine Wüste.» «Ich *bin* ein Stachelschwein.» «Ich *bin* ein Scheißhaufen.»

Bedenkt man, dass das Hinübertragen ursprünglich wörtlich verstanden wurde, ist es auch naheliegend, dass viele Metaphern durch Analogie zum menschlichen Körper entstanden sind und zu ihm zurückführen. Deshalb ist es unter therapeutischen Gesichtspunkten wesentlich, in der Bildersprache den unbewussten körperlichen Ausgangspunkt wiederzuentdecken und zu benennen. Freilich ist nicht zu erwarten, dass alle Metaphern auf bestimmte körperliche Erfahrungen zurückgeführt werden können. Jedoch lässt sich sagen, «daß sie [die Metapher] zur unbewußten Bedeutung hinführt – ähnlich wie Träume, Fehlleistungen oder Symptome». (Wurmser, 1983, S. 679)

6.3 Der Analytiker als Bewässerungsingenieur

Gustav Y, der seine seelische Welt am Anfang der Behandlung als eine Wüste beschreibt, in der nur karge, resistente Pflanzen überleben, vergleicht die Auswirkung seiner Analyse mit dem Einfluss einer Bewässerungsanlage auf den kargen Wüstenboden, auf dem sich nun

eine reiche Vegetation entwickeln könne. Besonders der unmerkliche Entwicklungsaspekt seelischer Vorgänge lässt sich gut durch pflanzliche Metaphern darstellen (Kächele, 1982). Man kann sich nicht damit zufriedengeben, dass die Wüste lebt, so erfreulich die Veränderungen sind, die eine neue Metapher hervorgebracht haben. Für diesen Patienten war es ebenso überraschend wie wesentlich, dass er vom Analytiker gefragt wurde, warum und wozu er seine Welt als Wüste gestalte. Hierbei wurde kontrafaktisch angenommen, dass dies nicht so sein müsse – eine Annahme, die bei neurotischen Patienten wegen des funktionellen Charakters ihrer Hemmungen stets gerechtfertigt ist – und warum er den Analytiker zum Bewässerungsingenieur gemacht habe. Diese Zuschreibung diente der angstvollen Abwehr eigener unbewusster Befruchtungsphantasien. Wie sich im Verlauf weiter zeigen ließ, war die Symptom- und Charakterbildung eine Folge der Verdrängung triebhafter Wünsche aus verschiedenen Quellen – eine Metapher, die Freud (1905d) zur Darstellung der Triebtheorie benutzte.

6.4 Die Quelle

Erna X hat sich früher bei Enttäuschungen und Spannungen wortlos zurückgezogen und allein und verzweifelt vor sich hin geweint. Nun werden von ihr Konflikte offener ausgetragen, aber trotzdem ist sie ratlos, wie alles weitergehen soll.

Schließlich kommt sie auf ihre Reserven zu sprechen. Diesen Gedanken greift ihr Analytiker auf, indem er ihre Reserven mit einer Quelle vergleicht, aus der sie schöpfen könne. Erna X macht daraus eine Quelle, die sprudelt. Das Sprudeln wird zum Gleichnis. Erna X lacht. «Das ist ein Bild», meint sie, «da können einem viele Gedanken kommen im Vergleich zu einem stehenden Gewässer. Ich sehe mich eher als stehendes Wasser denn als sprudelnde Quelle. Sprudeln ist für mich unmög-

lich – es wurde abgedreht.» Die Sitzung endet mit dem Ausdruck der Genugtuung darüber, dass sie zur Quelle zurückfindet und mithilfe der Therapie auch weniger Fehler in der Erziehung ihrer Kinder macht.

Umso überraschter war der Therapeut, als Erna X die folgende Sitzung mit der Mitteilung beginnt, dass sie nicht kommen wolle. Sie befinde sich im luftleeren Raum. Seine Frage, ob die letzte Stunde unergiebig gewesen sei, beantwortet Erna X mit einem klaren Nein. Sie habe die Sache mit dem Sprudeln mitgenommen. Solche bildhaften Vergleiche würden sie sehr ansprechen. Sie dachte im Wartezimmer noch über das Sprudeln nach. Sie beschreibt die Lebendigkeit ihrer Tochter, die wirklich sprudele vor Übermut. Das Kind habe eine große Lebensfreude, das Vergnügen blitze in ihren Augen. Sie strahle Zufriedenheit aus und tobe wild. Sprudeln sei also eine Normalerscheinung bei Kindern. Erna X schaut zurück auf ihre eigene Kindheit und die Einschränkungen, die ihr auferlegt wurden.

P.: Ich habe vielleicht hier angefangen zu blubbern, aber der große Schwall könnte noch kommen, das Sprudeln. Es ist wie bei einem Wasserhahn, der so zuge dreht wurde, dass es äußerst schwierig ist, ihn Millimeter um Millimeter wieder zu öffnen. Es könnte mir nichts mehr einfallen, obwohl ich ja die gegenteilige Erfahrung gemacht habe.

Der Analytiker interpretiert daraufhin, dass ihr Gedanke an das Aufhören motiviert sein könnte durch die Sorge, ihr könnte zu *viel*, nicht zu *wenig* einfallen.

P.: Der Hahn wurde zuge dreht. Das ist ebenso einfach wie ungeheuer schwierig, weil ich beim Öffnen zugleich versuche, die Millimeter zurückzudrehen. Ich versuche, mir vorzusagen: Sei zufrieden mit dem, was du hast und komme mit dem zurecht. Ich sehe keine andere Möglichkeit.

6.5 Nicht Hölle, sondern Wüste: Neubewertung durch eine Metapher

Über einen eindrücklichen Metaphern-Wechsel und die psychischen Veränderungen, die dadurch gekennzeichnet werden, berichtet der Psychoanalytiker Piet Kuiper (1995) in seinem autobiografischen Krankheitsbericht «Seelenfinsternis». In einer psychotischen Depression, die einen Klinikaufenthalt erforderlich macht, wähnt er sich immer wieder «in der Hölle»; therapeutische Gespräche i. e. Sinne scheinen ihn in dieser Zeit nicht zu erreichen. Kuiper berichtet aber über ein hilfreiches Gespräch mit einem Pfarrer, der ihn in der Klinik besucht und der ihm wiederholt erklärt, dass sich der Patient nicht «in der Hölle», sondern «in der Wüste» befände. Damit findet eine Umdeutung und Neubewertung der Situation statt. Der Patient kann dies, wenn auch zunächst nur sehr zögernd, annehmen. Auch wenn der christlich-religiöse Hintergrund an dieser Stelle nicht genauer untersucht werden kann, leuchtet unmittelbar ein, dass die religiöse Wahnvorstellung des Patienten, verdammt zu sein, in die konstruktive Phantasie verwandelt wird, dass er sich nur in einer schwierigen Lebenssituation befinde, die es zu bewältigen gilt, in der er aber, anders als es die Vorstellung von der Hölle suggeriert, nicht verdammt und nicht verlassen ist (vgl. dazu Kuiper, 2003, S. 161 ff.) Während die Höllen-Metapher auf das Moment der Schuld und die damit zusammenhängende Bestrafung rekurriert, bezieht sich die Wüsten-Metapher auf die aktuellen Lebensbedingungen des Patienten («Region», «Klima», «Witterung»), die er selbst nicht zu verantworten hat, die auch nicht auf die «Ewigkeit» hin angelegt sind und denen er nicht ohnmächtig ausgeliefert ist. Auf den biblischen Hintergrund der Wüsten-Metapher (z. B. im Alten Testament: das Volk Israel in der Wüste, im Neuen Testament: Johannes der Täufer in der Wüste) kann an dieser Stelle

nicht näher eingegangen werden. Es darf aber angenommen werden, dass der Metaphernwechsel, den der Pfarrer dem Patienten nahelegt, auch deswegen gelingt, weil der Patient den biblisch-christlichen Hintergrund des Pfarrers teilt.

Genau genommen handelt es sich aber nicht nur um einen Metaphernwechsel (Hölle vs. Wüste). Vielmehr wird die Wahnvorstellung «in der Hölle zu sein», die der Patient phasenweise als Realität erlebt, durch die Formulierung des Pfarrers «*Sie sind nicht in der Hölle, sondern in der Wüste*» (Kuiper, 2003, S. 161), erst als Metapher charakterisiert; damit wird die «Höllen-Erfahrung» des Patienten überhaupt erst kommunizierbar.

Die Zahl der Beispiele, die wir wiedergeben könnten, ist riesig. Ein Patient beschreibt sein Innenleben als ein altes Gemäuer, in dem es viele Zimmer gibt, für die kein Schlüssel zu finden ist; ein anderer Patient sieht sich als zahnlöser Löwe – wobei sich dann die therapeutische brisante Frage stellt, wer ihm die Zähne gezogen hat. Pflanzliche Metaphern wie eine knorrige Eiche oder wie eine Mimose sagen schon viel – jeder weiß, was gemeint ist. Woher dieses intuitive Verstehen stammt, soll abschließend untersucht werden.

6.6 Intuitives Verstehen

In der Linguistik gibt es verschiedene Theorierichtungen: Theorien, die die Metapher als Einheit der «*langue*» (nach dem Schweizer Linguisten F. de Saussure «*Sprache*» als Zeichensystem) betrachten und Theorien, die sie als Einheit der «*parole*» (die realisierte, «gesprochene» Struktur der Sprache) ansehen. Im Rahmen der «*Langue*-Theorien» wird davon ausgegangen, dass die Metaphorik eine Eigenschaft von Ausdrücken oder Sätzen in einem abstrakten sprachlichen System ist. Angeknüpft wird an die Aristotelische Bestimmung von Metapher, nach der die Metapher als ein um die Partikel «*wie*» verkürzter Ver-

gleich gilt. Das «*eigentliche*» Wort wird durch ein fremdes ersetzt. Zwischen dem eigentlichen Wort und dem fremden Wort besteht Ähnlichkeit oder Analogie.

«*Parole*-Theorien» setzen voraus, dass Metaphern im Akt der Verwendung entstehen. Eine Richtung wird hier durch die Interaktionstheorie vertreten, die davon ausgeht, dass es für einen metaphorischen Ausdruck keinen eigentlichen Ausdruck gibt. Der Sprachwissenschaftler Weinrich (1968) geht davon aus, dass die Bedeutung einer Metapher sich aus der Interaktion zwischen der jeweiligen Metapher und ihrem Kontext ergibt. «Die metaphorische Bedeutung ist daher mehr ein Akt als ein Resultat, eine konstruktive Bedeutungserzeugung, die sich irgendwie durch eine dominante Bedeutung vollzieht, eine Bewegung von ... zu ...» (zit. nach Kurz, 1982, S. 18).

Keller-Bauer (1984) unterscheidet zwei grundlegende Verstehensweisen von Metaphern: «*Metaphorische Verwendung von X*, die nur über die wörtliche Verwendung von X verstanden werden können», und «*metaphorische Verwendung von X*, die auch über frühere metaphorische Verwendungen von X, über Präzedenzen, verstanden werden können» (S. 90). Beide Verstehensmöglichkeiten haben eine gemeinsame Grundlage. Während die wörtliche Kommunikation aber auf konventionelles Wissen angewiesen ist, beruht die nichtwörtliche Kommunikation auf nichtkonventionellem Wissen. Beim metaphorischen Verstehen werden gerade die nicht konventionalisierten Gedanken aktualisiert, und die Kenntnis solcher «*Gedanken*» ist notwendig zum Verstehen. «Mit solchen assoziierten Implikationen verstehen wir eine Metapher» (Keller-Bauer, 1984, S. 90). In der gemeinsamen Interpretation der Bedeutung von Metaphern im Dialog zwischen Therapeut und Patient spielen die «*assozierten Implikationen*» eine bedeutende Rolle, die über die Symbolbildung laufen.

Dabei ist ein gradueller Unterschied zwischen Metapher und Symbol zu beachten: Bei der Metapher ist die Aufmerksamkeit auf Wörter gerichtet, auf die semantischen Verträglichkeiten und Unverträglichkeiten. Hier wird das Sprachbewusstsein aktualisiert. Beim Symbol dagegen wird die wörtliche Bedeutung gewahrt, und die Referenz, das Gegenstandsbewusstsein, wird aktualisiert (Kurz, 1982).

Beim Gleichnis handelt es sich um einen ausgebauten Vergleich:

Während der bloße Vergleich zwei Einzelvorstellungen einander zuordnet, erweitert das Gleichnis das Vergleichsmoment zu einem selbständigen Zusammenhang, wie das oft für die Gleichnisse der Epik, insbesondere die Homers, charakteristisch ist. Anders als bei der Metapher setzt das Gleichnis das Bild nicht an die Stelle der Sache, sondern stellt beides, durch eine ausdrückliche Vergleichspartikel verbunden miteinander.

(Der Große Brockhaus, 1954, S. 699)

In den 80iger Jahren des 20. Jahrhunderts hat sich durch die Kognitionswissenschaften (Lakoff/Johnson) eine neue Richtung in der Metaphernforschung herausgebildet, die Katrin Kohl (2007) folgendermaßen zusammenfasst:

Indem sie [Lakoff/Johnson, die Verf.] programmatisch den schon von Aristoteles diskutierten kognitiven Aspekt der Metapher zum primären Aspekt erklären, verdeutlichen sie ihre in alle Bereiche des menschlichen Lebens reichende Kraft. Und indem sie metaphorische Prozesse zu sensorischen Prozessen in Beziehung bringen, ermöglichen sie ein Verständnis für die psychologischen Prozesse, die sowohl die Produktion als auch die Wirkung der Metapher bestimmen. [...] Statt ein besonderer Aspekt einer speziellen Form der Sprache zu sein [...], wird sie zur anthropologischen Universalie, zu einem Thema der Psychologie und zu einem Phänomen, das an fundamentalen neuropsychologischen Prozessen teilhat.

(Kohl, 2007, S. 119.)

Legt man dieses Verständnis der Metapher zugrunde und geht davon aus, dass die Metapher alle Lebensbereiche des Menschen anspricht und insbesondere auch in der Kommunikation

eine wichtige Rolle spielt, dann erklärt sich die zentrale Bedeutung der Metapher in der Psychotherapie. Mithilfe der Metapher gelingt es dem Patienten/der Patientin nicht nur, eine Situation, ein Konflikt oder ein Gefühl zu illustrieren; sondern indem eine Metapher in die Kommunikation eingebracht wird, kann ein gemeinsames (sprachliches, kontextbezogenes, kulturspezifisches) Hintergrundwissen aktiviert werden, das es Patient/in und Therapeut/in ermöglicht, die spezifische Situation genauer zu explizieren und zu verstehen.

Die Metapher hat [...] eine komplexe kognitive Struktur: sie verbindet einen bildgebenden mit einem bildempfangenen Bereich sowohl in symbolisch-begrifflicher Hinsicht als auch bezüglich der Handlungsschemata. Sie illustriert in unserer Imagination ein prototypisches Szenario, welches sowohl das Begreifen wie das Handeln des einen und des Andern einschließt [...]. Es kann aber auch strukturell äquivalent von anderen Metaphern illustriert werden. Das hat Konsequenzen für die Kommunikation.

(Buchholz, 1996, S. 112)

Das therapeutische Geschehen ist ein intersubjektives Geschehen, das auf die aktive Zusammenarbeit von Patient/in und Therapeut/in angewiesen ist. In der Metaphernanalyse wird eine neue und gemeinsame Lebenswelt (re)konstruiert. Die Metaphernanalyse kann somit die Bedingungen herstellen, eine Situation differenzierter zu betrachten und sie ggf. neu zu bewerten und Handlungsalternativen zu eröffnen:

Viele unserer Aktivitäten (argumentieren, Probleme lösen, mit der Zeit haushalten usw.) sind ihrem Wesen nach metaphorisch. Die metaphorischen Konzepte, die für diese Aktivitäten charakteristisch sind, strukturieren unsere gegenwärtige Realität. Neue Metaphern haben die Kraft, neue Realität zu schaffen. Dieser Prozeß kann an dem Punkt beginnen, an dem wir anfangen, unsere Erfahrung von einer Metapher her zu begreifen, und er greift tiefer in unsere Realität ein, sobald wir von einer Metapher her zu handeln beginnen.

(Lakoff/Johnson, 2004, S. 167f.)

So eröffnet die Wüsten-Metapher, die der Pfarrer dem Patienten Kuiper als Alternative zur Höllen-Metapher anbietet, die Perspektive, dass die Not des Patienten eine vorübergehende ist: Ausharren und Überlebenskampf lohnen sich in der Wüste. Im Unterschied dazu suggeriert die Vorstellung der Hölle, dass die Not ewig währt und nicht überwunden werden kann. Die Wüsten-Metapher verzichtet außerdem auf die Zuweisung von Schuld und Strafe, was eine erhebliche Entlastung für den Patienten bedeutet, so dass neue Energien frei werden für die Überwindung der Depression.

Der Analytiker von Erna X, der ihre Reserven als «Quelle» anspricht, bietet seiner Patientin an, dieses Bild gemeinsam zu gestalten. Die Patientin wird auf diese Weise darin bestärkt, auf ihre Ressourcen statt auf die Hemmungen und Schwierigkeiten zu fokussieren; durch die Zugrundelegung der Quellen-Metapher kann bereits eine Antizipation der konstruktiven Lebensbewältigung vorgenommen werden.

Die Psychotherapeutin und Sprachwissenschaftlerin Sylvia Roderburg (1995) zeigt in ihrer wissenschaftlichen Studie über Metaphern in Therapiegesprächen exemplarisch auf, welche Bedeutung die Analyse von Metaphern in der Familientherapie haben kann. Die von den Patienten eingeführte Metapher («Nebel») fungiert in dem dargestellten Beispiel als *Schlüssel-metapher* und eröffnet einen semantischen Bereich, «der der Restrukturierung des Problems mit den Stufen Bewertung, Aktivierung und Konkretisierung (Kontextualisierung) diene». (Roderburg, 1995, S. 202). In der therapeutischen Arbeit soll eine *positive Konnotation*, eine *Umdeutung* und eine *Rekontextualisierung* erfolgen (ebd.). Dabei lassen sich nach Roderburg in der psychotherapeutischen Arbeit Stufen der Ablehnung bzw. der Aneignung einer Metapher aufzeigen¹⁷.

Auch die möglichen Grenzen einer Metapher werden im Falle der Nebel-Metapher deutlich. Bei der Entwicklung des Lösungsszenarios konnte das «Nebelhorn» nicht mehr konstruktiv zum Einsatz kommen (vgl. Roderburg, 1995,

S. 196 f.). Abhilfe brachte im dargestellten Beispiel die Einführung einer neuen Metapher. Roderburg weist darauf hin, dass es verschiedene Möglichkeiten gibt, mit Metaphern in der Psychotherapie zu arbeiten: Der Therapeut/die Therapeutin kann entweder aus dem Gespräch mit dem Patienten/der Patientin eine Metapher «filtern»; der Therapeut/die Therapeutin kann aber auch selbst eine Metapher anbieten (wie dies etwa im Falle Kuiper oder im Beispiel von Frau X geschieht).

6.7 Die Suche nach der lebensgeschichtlichen Bedeutung von Metaphern in der Psychotherapie

Kehren wir um Ausgangspunkt zurück. Psychoanalyse und ihre therapeutische Anwendung, die psychoanalytische Therapie wurden initial durch Freuds neurobiologische Ausbildung in ihrer Theoriesprache geprägt. Im Laufe der Jahrzehnte schwächte sich der naturwissenschaftliche Bedeutungsgehalt der theoretischen Metaphern zunehmend ab. Das dialogische Denken förderte eine Psychologisierung auch der konzeptuellen Metaphern. Die Untersuchung konkreter Therapiegespräche anhand von Tonband-aufgezeichneten Stundenprotokollen zeigt Folgendes: Sehr oft werden in der Therapie Bilder, Gleichnisse und Symbole verwendet. Im Unterschied zur Alltagskommunikation bleiben Therapeut und Patient nun nicht der manifesten Bedeutung der metaphorischen Bilder verhaftet, sondern suchen nach den latenten Bedeutungsgehalten. Oder anders gesagt: Therapeut/in und Patient/in arbeiten zusammen die lebensgeschichtliche Bedeutung von Wörtern, von Metaphern und Bildern heraus.

17 Nach Gehring (2009, S. 93 ff.) wurde in der Forschung bislang die Kontextualisierung der Metapher vernachlässigt. Gerade die Kontextualisierung zeigt, dass die Bedeutung einer Metapher nur individuell und situationsspezifisch erschlossen werden kann.

Literatur

- Agassi, J. (2001): The scientific status of psychology. In: EuS, H. 4: 554–556.
- Arlow, J.A. (1979): Metaphor and the psychoanalytic situation. *Psychoanal Q*, 48: 363–385.
- Bernfeld, S.; Feitelberg, S. (1930): Über psychische Energie, Libido und deren Meßbarkeit. *Imago*, 16: 66–118.
- Bettelheim, B. (1984): Freud und die Seele des Menschen. Classen, Düsseldorf.
- Black, M. (1954): Die Metapher. In: Haverkamp, A. (Hrsg.) (1996): 55–79.
- Black, M. (1977): Mehr über die Metapher. In: Haverkamp, A. (Hrsg.) (1996): 379–413.
- Blumenberg, H. (1960): Paradigmen zu einer Metaphorologie. *Arch Begriffsgeschichte*, 6: 7–142.
- Buchholz, M.B. (1996): Metaphern der Kur. Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Buchholz, M.B. (2000): Die Zukunft der Psychoanalyse der Zukunft. In: Schlösser, A.M.; Höhfeld K. (Hrsg.): *Psychoanalyse als Beruf. Psychosozial-Verlag, Gießen*: 47–72.
- Buchholz, M.B. (2001): Andere metaphorische Anschlüsse an «cognitive science» sind für die Psychoanalyse wählbar. In: EuS (2001), H. 4: 558–561.
- Carveth, D.L. (1984): The analyst's metaphors. A deconstructionist perspective. *Psychoanal Contemp Thought*, 7: 491–560.
- Cheshire, N.M.; Thomä, H. (1991): Metaphor, neologism and open texture: Implications for translating Freud's scientific thought. *Int Rev Psychoanal*, 18: 429–455.
- Cox, M.; Theilgaard, A. (1987): Mutative metaphors in psychotherapy. The Aeolian mode. Tavistock Publication, London.
- Danneberg, L.; Graeser, A.; Petrus, K. (Hrsg.) (1995): Metapher und Innovation. Die Rolle der Metapher im Wandel von Sprache und Wissenschaft. Haupt, Bern/Stuttgart/Wien.
- Danneberg, L.; Spoerhase, C.; Werle, D. (Hrsg.) (2009): Begriffe, Metaphern und Imaginationen. In: Philosophie und Wissenschaftsgeschichte. Harrasowitz, Wiesbaden.
- Flader, D. (2000): Metaphern in Freuds Theorien. *Psyche – Z Psychoanal*, 54: 354–389.
- Freud, S. (1900): Die Traumdeutung. GW Bd II/III.
- Freud, S. (1905d): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. GW Bd V: 27–145.
- Freud, S. (1920g): Jenseits des Lustprinzips. GW Bd XIII: 1–69.
- Freud, S. (1926f): Psycho-Analysis. GW Bd XIV: 297–307.
- Freud, S. (1927a): Nachwort zur «Frage der Laienanalyse». GW XIV: 287–296.
- Freud, S. (1933a): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW Bd XV.
- Gabriel, G. (2009): Kategoriale Unterscheidungen und «absolute Metaphern». Zur systematischen Bedeutung von Begriffsgeschichte und Metaphorologie. In: Haverkamp, A.; Mende, D. (Hrsg.) (2009): *Metaphorologie. Zur Praxis von Theorie*. Suhrkamp, Frankfurt am Main: 65–84.
- Gehring, P. (2009): Das Bild vom Sprachbild. Die Metapher und das Visuelle. In: Danneberg, L.; Spoerhase, C.; Werle, D. (Hrsg.) (2009): *Begriffe, Metaphern und Imaginationen in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte*. Harrasowitz, Wiesbaden: 81–100.
- Grassi, E. (1979): Die Macht der Phantasie. Zur Geschichte abendländischen Denkens. Athenäum, Königstein/Ts.
- Groddeck, G. (1921): Der Seelensucher. Ein psychoanalytischer Roman. Internationaler Psychoanalytischer Verlag: Leipzig/Wien/Zürich. Nachdruck: Limes Verlag, Wiesbaden 1971.
- Grossman, W.L.; Simon, B. (1969): Anthropomorphism. Motive, meaning, and causality in psychoanalytic theory. *Psychoanal Study Child*, 24: 78–111.
- Hartmann, H.; Kris, E.; Loewenstein, R.M. (1949): Notes on the theory of aggression. *Psychoanal Study Child*, 3–4: 9–36.
- Haverkamp, A. (1995): Nach der Metapher. Nachwort zur Neuausgabe. In: Haverkamp (Hrsg.) (1996): 499–505.
- Haverkamp, A. (Hrsg.) (1996): *Theorie der Metapher. 2., um eine Nachw. zur Neuausgabe und einen bibliogr. Nachtr. ergänzte Auflage*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.
- Haverkamp, A.; Mende, D. (Hrsg.) (2009): *Metaphorologie. Zur Praxis von Theorie*. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Hesse, M.B. (1966): *Models and analogies in science*. University Press, Notre Dame.
- Kächele, H. (1982): Pflanzen als Metaphern für Selbst- und Objektrepräsentanzen. In: Schempp, D.; Krampen, M. (Hrsg.): *Mensch und Pflanze*. Müller Verlag, Karlsruhe: 26–28.
- Keller-Bauer, F. (1984): *Metaphorisches Verstehen. Eine linguistische Rekonstruktion metaphorischer Kommunikation*. Niemeyer, Tübingen.
- Kohl, K. (2007): *Metapher*. Metzler, Stuttgart/Weimar.

- Kuiper, P.C. (1995): Seelenfinsternis. Die Depression eines Psychiaters. Aus dem Niederländischen von Marlis Menge. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main. 8. Aufl. 2003.
- Kurz, G. (1982): Metapher, Allegorie, Symbol. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Lacan, J. (1978): Das Seminar von Jacques Lacan. Buch I (1953–1954): Freuds technische Schriften. Walter, Freiburg i.Br./Olten.
- Lakoff, G.; Johnson, M. (1980): Metaphors we live by. Chicago/London. *deutsch*: Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. Auer, Heidelberg 2004.
- Lakoff, G. (1997): How unconscious metaphorical thought shapes dreams. In: Stein, D.J. (Hrsg.) (1997): 89–120.
- Northoff, G. (2001): Psychoanalyse und Neurowissenschaften. In: EuS (2001), H. 4: 577–578.
- Richards, I.A. (1936): The philosophy of rhetoric. Oxford University Press, London/Oxford/New York.
- Roderburg, S. (1995): Die sprachliche Konstruktion der Wirklichkeit – Metaphern in Therapiegesprächen. Inaugural-Dissertation der neuphilologischen Fakultät. Heidelberg.
- Roth, G. (2001): Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert... Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Roth, G. (2003): Wie das Gehirn die Seele macht. In: Schiepek, G. (Hrsg): Neurobiologie der Psychotherapie. Schattauer, Stuttgart 2003: 28–40.
- Schempp, D.; Krampen, M. (Hrsg.) (1982): Mensch und Pflanze. Müller Verlag, Karlsruhe.
- Searle, J.R. (1982a): Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Übersetzt von Andreas Kemmerling. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Searle, J.R. (1982b): Metapher. In: Searle, J.R. (1982a): Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie: 98–138.
- Spitzer, M. (1996): Geist im Netz: Modelle für Lernen, Denken und Handeln. Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg.
- Stein, D.J. (Hrsg.) (1997): Cognitive science and the unconscious. American Psychiatric Press, Inc, Washington/London.
- Stephan, A. (2001): Psychoanalyse und Konnektionsmus. In: EuS (2001), H. 4: 543–554.
- Sulloway, F.J. (1982): Freud Biologe der Seele. Jenseits der psychoanalytischen Legende. Hohenheim, Köln.
- Thomä, H.; Kächele, H. (2006a): Psychoanalytische Therapie. Band 1: Grundlagen. Springer Medizin-Verlag, Heidelberg.
- Thomä, H.; Kächele, H. (2006b): Psychoanalytische Therapie. Band 2: Praxis. Springer Medizin-Verlag, Heidelberg.
- Weinrich, H. (1968): Die Metapher. Poetica, 2: 100–130.
- Wurmser, L. (1983): Plädoyer für die Verwendung von Metaphern in der psychoanalytischen Theoriebildung. Psyche – Z Psychoanal, 37: 673–700.